

Zum Tod Werner Schmidt

Entdecker, Sammler, Präsident



Werner Schmidt

Im vergangenen Oktober sprach Werner Schmidt in Berlin zur Eröffnung einer Ausstellung über die Kunst in der Zeit des Kalten Krieges, wie er sie in den dreißig Jahren seiner Tätigkeit als Direktor des Kupferstich-Kabinetts in Dresden und als engagierter Zeuge begleitet hatte. Er bekannte sich dabei zu den künstlerischen Leistungen von bleibender Bedeutung, denen er in der Geschichte der Kunst letztlich alleinige Geltung beimaß. „Ich bin mir gewiss“, sagte er, „dass zahlreiche Künstler unter Bedrängnis und Einengung Meisterwerke geschaffen haben, die das geistige Leben zukünftiger Generationen bereichern werden“. Am Freitag ist Werner Schmidt im Alter von 80 Jahren in Dresden gestorben.

Er lebte aus einer geistigen Polarität, die seine Persönlichkeit prägte. Er war – mit dem Romantitel Achim von Arnims zu reden – ein Kronenwächter, der die geistig-kulturellen Leistungen der Geschichte lebendig zu erhalten suchte. Das glückte ihm beispielhaft mit der großen Ausstellung „Unter einer Krone“ (1997) über die Kunst und Kultur der sächsisch-polnischen Union, die in Dresden und Warschau gezeigt wurde.

Als Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden von 1990 bis 1997 war es ihm vergönnt, die Umwidmung des ehemaligen Residenzschlosses der Wettiner zu einer modernen und zeitgemäßen Residenz der Kunstsammlungen voranzutreiben. Auch das entsprach seiner zugleich konservativen wie zukunftsorientierten Lebenshaltung, aus der heraus er wertbeständiges Geistesgut der Vergangenheit durch Erneuerung für die Gegenwart und Zukunft nutzbar erhalten wollte.

Die geistige Polarität, die eine Wesenseigentümlichkeit Schmidts war, erwies sich bereits in seinen jungen Jahren an der intensiven Beschäftigung mit Adolph Menzel. Er erhielt einen Werkvertrag an der Nationalgalerie der Staatlichen Museen in Berlin. Seine wissenschaftlichen Leistungen ließen ihn geeignet erscheinen, 1959 die Direktion des wiedererstandenen Dresdner Kupferstich-Kabinetts zu übernehmen, dessen Bestände er persönlich aus der Sowjetunion nach Dresden zurückführen durfte.

In seiner jahrzehntelangen Tätigkeit für das Kupferstich-Kabinetts ist er zu einem der profiliertesten Sammler und Förderer zeitgenössischer Kunst geworden. Sein an den Werken der Vergangenheit geschulter Blick hat ihn als Entdecker auf dem Feld moderner Kunstschöpfungen prädestiniert.

Er hat durch die Ausstrahlung, die er besaß, dem Aufbau der Sächsischen Akademie der Künste Ziel und Richtung gewiesen, als Pflegestätte der Künste und Podium der künstlerischen Auseinandersetzung mit den Fragen der Gegenwart.

Nun hat sich das Leben Werner Schmidts unerwartet vollendet.

Ingo Zimmermann

Kunstwochenende an der Burg Giebichenstein

Halle (dpa). Arbeiten von Nachwuchskünstlern gibt es an diesem Wochenende in Halle zu sehen. An der Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein hat gestern die traditionelle Jahresausstellung begonnen. Die Besucher dürfen sich in Ateliers, Werkstätten und Seminarräumen umschauen. Dort finden sie Werke der Sparten Bildhauerei, Buchkunst, Glas, Grafik, Keramik, Fotografie, Textildesign und Innenarchitektur. In einer Modenschau waren am Abend Kollektionen der Mode-Studenten zu sehen. Während der Jahresausstellung wird der Kunstpreis der Stiftung Saalesparkasse verliehen.

KULTUR KOMPAKT

Cellist Jan Vogler und die Dresdner Kapellisten haben gestern den 9. Lausitzer Musiksommer eröffnet. Das Konzert unter dem Motto „Musik zwischen St. Petersburg und New York“ fand im Bautzner Dom St. Petri statt.

Nachwuchsmusiker aus 24 Ländern erhalten seit gestern bei den 51. Weimarer Meisterkursen an der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar Unterrichtsstunden von renommierten Gastprofessoren. Die etwa 200 Künstler kommen aus Ländern wie Ägypten, Mexiko, Neuseeland oder Kirgistan nach Weimar.

Das Thüringische Staatsarchiv und das Schlossmuseum Gotha zeigen seit gestern ein restauriertes Plakat aus dem Jahr 1856. Es ist über vier Meter lang und zwei Meter breit und zeigt das Programm der Feierlichkeiten anlässlich des 25. Thronjubiläums des belgischen Königs Leopold I.

Im Erzgebirge ist vom 12. bis 16. August ein Orgelmarathon mit dem Dresdner Frauenkirchenkantor Matthias Grünert geplant. Er wird auf insgesamt 42 Orgeln jeweils 30 bis 45 Minuten spielen.

Daniel Kehlmanns „Lob/ Über Literatur“ versammelt Reden und Rezensionen der vergangenen Jahre



Daniel Kehlmann in der LVZ-Autorennarena.

Nach der Veröffentlichung seines ersten Romanes „Beerholms Vorstellung“ im Jahr 1997 wurde Daniel Kehlmann von der Presseagentin des Verlages gebeten, doch für die vielen Medientermine ein paar Tage nach München zu reisen. Als er ankam, musste er feststellen, dass die Dame keinen einzigen Termin arrangiert hatte. Auch sein zweites Buch „Unter der Sonne“ (1998) verkaufte sich nicht gut, weil die Vertriebschefin seines kleinen Verlages vergessen hatte, den Titel für das Verzeichnis Lieferbarer Bücher anzumelden. Und selbst bei „Mahlers Zeit“ (1999) musste Kehlmann noch in spärlich gefüllten Buchhandlungen lesen und sich von einem Gast sagen lassen: „Sie haben drei Bücher verfasst? ... Ich beschäftige mich mit deutscher Gegenwartsliteratur. Intensiv! Ich verfolge alles ... Von ihnen habe ich nie gehört.“

Wie sich Zeiten ändern. Seit dem Erfolg von „Ich und Kaminski“ (2003) und „Die Vermessung der Welt“ (2005) hat Kehlmann weniger mit leeren Sälen zu tun als mit chinesischen Raubdrucken und lästigen Steuerprüfern. Alle Welt reißt sich um den 1975 in München ge-

borenen Schriftsteller. Was er sagt, findet Beachtung. Mit „Lob/ Über Literatur“ ist jetzt eine Sammlung von Artikel und Reden der vergangenen vier Jahre erschienen. Neben den Ausführungen über den etwas holprigen Karrierestart in der Dankesrede zur Verleihung des Welt-Literaturpreises enthält der Band 14 weitere Texte, in denen der Autor

seine Welt der Bücher absteckt und mitunter ganz schön zur Sache kommt.

Vom südafrikanischen Literaturnobelpreisträger J.M. Coetzee ist die Rede, dem „vielleicht bedeutendsten experimentellen Romancier unserer Tage“, der 2008 mit dem „Tagebuch eines schlimmen Jahres“ sein wahrscheinlich „konventionellstes Buch seit langem“ vorgelegt hat, das aber gerade aus diesem Grund „universale Zustimmung der Literaturkritik“ erfahren habe. Vom Norweger Knut Hamsun meint Kehlmann, er habe mit Romanen wie „Hunger“ die „produktive Kraft des Wahnsinns“ entdeckt. Den großen Shakespeare findet der „absurd gut“. Und Steven Kings Roman „Puls“ zerreiße er regelrecht: Ein „harmloser Schocker“ mit „schneidrigem Dialogen“ – „platt“, „kulissenhaft“ und „öde“. Selbst beim schnellen Nacherzählen werde man müde.

Selten hört man so harte Worte, wenn ein Schriftsteller Kollegen bespricht. Und nicht weniger direkt ist die Kritik, die Kehlmann bei der Eröffnung der Salzburger Festspiele 2009 am modernen Regietheater übt, das seinen Vater, den Regisseur Michael Kehlmann, einst

ins Abseits rückte, weil der es vorzog, Text und Autor treu zu bleiben. Sich treu bleibt auch Daniel Kehlmann, der in den Texten über Literatur ebenso wie in seinen Romanen immer humorig die Geschichte sucht. Seine Ausführungen sind deswegen nicht nur aufschlussreich, sondern immer auch unterhaltsam. Der neue Band ist für Literaturinteressierte und für diejenigen, die dem Gipfelstürmer mal hinter die Kulissen schauen und den literarischen Kosmos des Bestsellerautors kennen lernen möchten. Ein Buch, das man nicht lesen muss, aber gern liest.

Welf Grombacher



Daniel Kehlmann: Lob/ Über Literatur. Rowohlt Verlag; 192 Seiten, 18,95 Euro

„Ich hieß Elvira Brunftschrei“

Comic-Koryphäe Ralf König über Homophobie, Transvestiten und den Apostel Paulus

Der Comic-Zeichner Ralf König ist Schirmherr des diesjährigen Christopher Street Day (CSD). Mit seinen Werken wie „Der bewegte Mann“ oder „Kondom des Grauens“ erhielt er als schwuler Künstler Kultstatus. Kurz vor seinem 50. Geburtstag sprach Thomas Dill mit ihm über sein eigenes Coming Out und die Botschaft seiner Geschichten.

INTERVIEW

Frage: Sie haben sich 1979 mit 19 Jahren geoutet. Wie war das damals in Familie und Bekanntenkreis?

Ralf König: Ich bin groß geworden in einem westfälischen, katholischen Dorf. Meine Eltern haben mich zwar mit Religion in Ruhe gelassen, aber damals war schwul sein krank. Das war tabu, das war abseits der Gesellschaft, da sprach man einfach überhaupt nicht drüber. Mein Aha-Erlebnis war eine Demo, die nannte sich Homo Lulu in Frankfurt. Schwule und Lesben kamen dort erstmals zusammen und machten eine Art CSD. Ich kannte keinen einzigen Schwulen und habe durch Zufall aus dem Schwulenmagazin *Du&Ich* davon erfahren. Dann bin ich mit meinem klapprigen Käfer nach Frankfurt gefahren. Und das war für mich damals, als würde ich heute nach New York fliegen, genauso aufregend. Ich habe an dem Wochenende so geballt viele nette Menschen kennen gelernt und bin wirklich als ein anderer Mensch zurück in dieses Dorf gefahren. Ich wusste, ich bin schwul, ich will das auch sein. Ich habe mein Coming-Out innerhalb von wenigen Tagen durchgezogen.

Einfach so? Das klingt ja eigentlich ganz entspannt.

Wenn man das Pflaster schnell abreißt tut es weniger weh. Meinen Eltern, meinen Arbeitskollegen, meinen Freunden sagte ich: Ich bin schwul! Und alle: Häh? (lacht) Es war auch anstrengend, das hört sich jetzt alles so locker an. Ich denke, dass der CSD heute den gleichen Effekt hat für Leute, die sich noch nicht so getraut haben. Deswegen meine ich auch, dass Homophobie tatsächlich heilbar ist. Ich hatte zum Beispiel ein großes Problem damals mit Transvestiten. Ich dachte, Schwule sind doch nicht so. Das fand ich total Scheiße. Ein paar Wochen später war ich selber auf der Transvestitenbühne in Dortmund. Ich hieß Elvira Brunftschrei.

Wünschen Sie sich manchmal in der heutigen Szene noch einmal der Jugendliche von damals zu sein?

Um Gottes Willen. Nochmal 20? Nein! Ich muss sagen, da bin ich froh, dass ich



„Früher war schwul sein krank“: Der Zeichner von „Der bewegte Mann“ wird im August 50.

Foto: Wolfgang Zeyen

eine Zeit erlebte, wo man noch ein bisschen politischer drauf war. Ich komme aus Köln und da sind bald die Gay Games. Die Veranstalter suchen dringend Helfer und die Kölner machen gar nichts. Die wollen nur konsumieren, ein bisschen Badehosen gucken, abends auf eine Party gehen. Das ist aber nichts explizit Schwules. Es geht heute eher ums Konsumieren und weniger ums Mitmachen.

Warum hat die heutige, so liberale Gesellschaft einen CSD noch nötig?

Ich sehe nicht, dass sich so viel getan hätte. Es gibt zwar viel mehr Schwule in den Medien. Das ist wohl wahr. Aber aus irgendeinem Grunde ist wieder eine rückläufige Tendenz zu beobachten. Dass schwul wieder das Allerletzte ist bei den Jugendlichen. Ich finde, es gibt so eine „Fußgängerzonentoleranz“. In größeren Städten kann man Hand in Hand mit seinem Freund gehen. Da geht auch keiner mehr. Aber wenn es dann in die Vororte geht, ist man schon vorsichtiger. Ich glaube, dass darf man nicht verwechseln mit: Wir haben schon etwas erreicht.

Ist das auch ein Grund für Sie, weiter zu arbeiten?

Sicher. Ich möchte mich nur nicht wiederholen. Ich mache seit 30 Jahren Comics und das Thema Religion ist für mich zum Beispiel ein neues Feld gewesen. Immer nur Beziehungen und Sex und Liebe; das ist zwar nett und das werde ich auch weiter machen. Die Bibeladaptionen Prototyp, Archetyp und jetzt Antityp sehe ich gar nicht so sehr als Themenwechsel. Es ist meine Überzeugung, dass ein erheblicher Teil der Anti-Schwulen-Stimmung durch religiöse Ideen kommt; dass Gott das nicht will. Und das wird von den Kirchen, von der katholischen vor allen Dingen, gestreut. Deswegen sehe ich da für mich ein Feld, das durchaus in meinen Themenbereich gehört. Mein drittes Buch zum Apostel Paulus kommt im September raus – von Jesus haben wir überhaupt keine Aussage zu Sexualität, aber Paulus hat immer draufgedroschen. Bloß keine Lust, bloß keinen Spaß, alles im nächsten Leben. Und den habe ich dann aufs Korn genommen. Bin mal gespannt, wie die

Reaktionen sind. Da geht es dann auch wieder um Schwulsein, weil ich den nach Athen schicke, wo das mit der Knabenliebe dann doch ... (lacht). Dann schließt sich der Kreis wieder.

Es geht in den drei Büchern um die Bibel, als vom Menschen geschaffene Texte, die im Endeffekt das „Grundgesetz“ der Kirche darstellen. Was ist Ihre Kritik an dieser Schrift?

Dass sie eben von Menschen gemacht ist und, dass sie behandelt wird wie Gottes unmittelbares Wort. Das habe ich immer schon befremdlich gefunden. Ich kann verstehen, dass Leute ihren Sinn suchen und solche Geschichten dabei helfen, aber wenn mir einer sagt: Paulus hat gesagt, Schwulsein ist schlecht und deswegen ist das auch wirklich schlecht, dann habe ich damit ein Problem. Paulus war auch nur einer, der Komplexe hatte und vielleicht keinen Sex. Warum ist das heilig, was der gesagt hat? Aber danach ist erst mal gut mit Gott.

Ab 15 Uhr CSD-Straßenfest, Nikolaikirchhof, 16.30 Uhr Demo. Infos: www.csd-leipzig.de

Zornige Propheten, apokalyptische Visionen

Heute endet das 27. Internationale Filmfestival in Jerusalem nach 170 Streifen aus 36 Ländern



Hört aus Enttäuschung auf zu wachsen: der kleine Held in „Intimate Grammar“ von Nir Bergman.

Foto: Verleih

sche würde nur daheim gewaschen. Es ist ein Verdienst des Festivals, dass der Geist der Freiheit hier preiswürdig, dass Zivilcourage nicht als Nestbeschmutzung gilt.

Dass die israelische Gesellschaft auch

sympathische, menschliche Seiten hat, rief man sich nach Iyvs Schocker mit hörbarem Aufatmen bei der Premiere von „Precious Life“ (Wertvolles Leben) in Erinnerung. Der Dokumentarfilm des TV-Gaza-Reporters Shlomi Eldar beschreibt

die dramatische Rettung des vier Monate alten Säuglings Mohammed Abu Mahmud aus dem Gazastreifen. Das mit einer lebensbedrohenden Immunschwäche geborene Baby wurde durch die Geldspende von anonymen Vater eines jüdischen Terroropfers, die Entschlossenheit eines Kinderarztes im Tel Aviver Krankenhaus Tel Hashomer und die erfolgreichen Bemühungen des Reporters um einen genetisch adäquaten Knochenmarks-Spender in Gaza geheilt. Das inmitten der Gaza-Offensive der israelischen Armee im Januar 2009, bei der über 300 Kinder getötet wurden. Dass daraus kein Propagandafilm wurde, ist Eldars Fähigkeit zu danken, solche Widersprüche kritisch zu beleuchten.

Fast 50 neue Produktionen in den Kategorien Spiel-, Dokumentar-, Kurz- und Animationsfilm zeugen von anhaltender Kreativität, mit denen die örtliche Filmszene der politischen Dauerkrise begegnet. Das Augenmerk gilt alljährlich einer wachsenden Zahl arabisch-israelischer Regisseure. Überdies sind in den letzten Jahren israelisch-palästinensische Filmprojekte und Koproduktionen wieder aufgelebt, nachdem militärische Abrie-

gelung und finanzielle Aushungerung die zarten Keime palästinensischen Filmschaffens zunächst erstickt hatten.

Das kleine Land mit sieben Millionen Einwohnern und zwölf Filmschulen liefert ein breites Spektrum explosiver Sujets frei Haus: von Einwandererfrust über Holocaust-Erinnerungen, Brutalisierung der Armee, Kollisionen religiöser und säkularer Werte, Rassismus, Jugendkriminalität bis hin zur Ausgrenzung arabischer Mitbürger. Unter den Verfilmungen literarischer Werke glänzte vor allem „Intimate Grammar“ von Nir Bergman nach dem Buch „Der Kindheitserfinder“ von David Grossman über ein Kind, das von der Erwachsenenwelt so enttäuscht ist, dass es zu wachsen aufhört.

Mit 170 Streifen aus 36 Ländern wurde bis heute das Beste gezeigt, was in den letzten zwölf Monaten international produziert wurde. Da ließ sich rasch vergessen, dass die wenigen geladenen Stars in Protest gegen den Gaza-Flotilla-Skandal von Anfang Juni abgesagt hatten: Dustin Hoffman, Meg Ryan und Kronprinz Albert von Monaco – obwohl seine Mutter Grace Kelly am Donnerstag für ihr Filmschaffen geehrt wurde. Anne Ponger

Günter Görlich

Tod eines Umstrittenen

„Keine Anzeige in der Zeitung“ heißt Günter Görlichs Autobiographie, die vor elf Jahren in Berlin erschien. Es war eine Beichte über Irrungen, Wirrungen, über Verfehlungen, Spitzeldienste,



Günter Görlich

aber auch über einen Menschen, der seine Ideale nicht aufgeben wollte. Denn der Autor wusste, dass bei seinem Ableben in den Zeitungen nur Häme und Verachtung über ihn ausgegossen werden würde, deshalb wollte er eine Anzeige verhindern. Gestern wurde bekannt, dass er sich am 14. Juli nach langer schwerer Krankheit in einem Hospiz in Berlin-Lichtenberg im Alter von 82 Jahren von der Welt verabschiedet hat.

Wer war dieser Günter Görlich? In Breslau geboren, bei den Großeltern aufgewachsen, gehörte er zur Flakhefegeneration – so wie Günter Grass, Werner Heideuczek oder Walter Jens –, die für Hitler noch den Sieg erkämpfen sollten. Nach dem Krieg landete er in sowjetischer Kriegsgefangenschaft und schufte in einem Steinkohlenbergwerk im Ural. Im Gründungsjahr der DDR wurde er entlassen. Er war Bauarbeiter, Volkspolizist, absolvierte ein Pädagogikstudium und arbeitete als Erzieher in einem Jugendwerkhof.

Schon in den fünfziger Jahren schrieb er kleine Erzählungen und studierte ab 1958 drei Jahre am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“. Dort unterschrieb der spätere Autor zahlreicher Romane, Fernsehspiele und Kinderbücher eine Verpflichtung als GI (Geheimer Informator) „Student“ und wurde auf zwei Mitsudenten angesetzt. Spätere Decknamen waren „Wegener“, „Herrmann“, die er als Inoffizieller Mitarbeiter bis zu seiner Wahl als Kandidat des ZK 1974 hatte. Dann stellte die Staatssicherheit die Zusammenarbeit mit ihm ein.

Über Görlich, der zwei Jahrzehnte Vorsitzender des (Ost)Berliner Schriftstellerverbandes war, ist in Joachim Walthers „Sicherungsbereich Literatur“ nachzulesen, wie „linientreu, langweilig“ er über Schriftsteller wie Volker Braun oder Ulrich Plenzdorf berichtete, oder wie er „hochgradig lächerlich seine politische Wachsamkeit demonstrativ ausstellte“.

Görlich hat gepetzt: aus Überzeugung, aus Treue zu seiner Partei oder einfach aus Wichtigtuerei. Wer weiß das schon? Aber es ist beschämend.

Und er hat dadurch auch sein Werk beschädigt, in dem er sich unterhält, amüsiert, durchaus auch kritisch mit der DDR-Wirklichkeit auseinandersetzt. Seine Romane „Den Wolken ein Stück näher“ (1971), in dem ein Lehrer Suizid begeht, oder „Eine Anzeige in der Zeitung“ (1978), in der ein Lehrer stirbt, weil er mit sich und dem Alltag nicht zu recht kommt, lösten einstmals umfangreiche Diskussionen aus. Nach 1990 geschmäht und beschimpft hat Görlich dann vorwiegend Kinderbücher geschrieben.

Was bleibt? Seine Bücher wurden gelesen, weil er warmherzig Geschichten erzählte, die die Realität benannten und das Wünschenswerte beschworen. „Ich wollte auf das aufmerksam machen, was nicht in Ordnung ist“, hat er am Lebensende resümiert. Gewiss: Subtilität war nicht seine Stärke. Aber seine Bücher entstanden aus genauen Beobachtungen und guten Recherchen, und sie enthielten eine robuste Lebenswahrheit. Deshalb sollten sie weiterleben.

Rolf Richter